Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 32 (1990)

Artikel: Abschied eines Tal-Poeten

Autor: Metz, Christian / Pappa, Christian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-550473

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Abschied eines Tal-Poeten

Eine Gedicht-Auswahl von Christian Metz,
zusammengestellt und (hie und da etwas leichtsinnig) kommentiert
von Christian Pappa

Dem Leser der «Aroser- und Schanfigger-Zeitung» sind die Gedichte von Christian Metz auf der «Feuilleton-Seite» jeweils wie ein farbiger Blumenstrauss erschienen. Doch jetzt musste der Poet Abschied nehmen von seinem Tal, das ihm Heimat war, von den grünen Matten, den braungebrannten Häusern und den dunklen Wäldern. Seine Gedichte indessen bleiben! Nicht nur als lokale Schanfigger-Poesie, als was sie zum Teil entstanden und empfunden ist; vieles ist allgemein gültig, menschlich schlechthin!

Um es vorwegzunehmen, es sind keine supermodernen, reim- und strophenlose, geistig überzüchtete Kurz-Zeiler mit nur zwei oder drei Wörtern, sondern eigentliche Gedichte, Gedichte, wie man sie früher verfasst und gelesen hat, mit Rhythmus und Reim, schön ordentlich und beschnitten . . . eben ja, wie ein schöner farbiger Strauss aus Feldblumen oder aus einem Schanfigger-Garten . . . Gedichte, die manchmal beinahe an Johann Gaudenz von Salis-Seewis und andere Klassiker anklingen. Und zwischenhinein lächelt der Schalk durch: knappe, sinnige Wahrheiten und handfeste Reime wie bei Wilhelm Busch! – Doch haben Sie, lieber Leser, Geduld: Wir wollen uns zuerst den ernsthaften Dingen und Gedanken zuwenden:

Ewiger Wandel

Vieles, was sich heut'auf Erden
rund um uns herum so tut,
soll recht häufig anders werden,
sich bewegen, falls es ruht.

Ewig strahlen nur die Sterne,
alles Glück ist meist ein Spiel,
aus der Nähe in die Ferne
ändert sich sehr oft recht viel.

Auch des Menschen Tun und Lassen
ist dem Augenblick geweiht,
einmal lieben, einmal hassen,
einmal einig, dann entzweit.

Nur der Wandel ist von Dauer,
und die Wahrheit oft nur Schein,
heute ist das Herz voll Trauer,
morgen will es fröhlich sein.

Mit dem Wandel muss man leben,
ob wir's wollen oder nicht,
und so fügt man sich dann eben,
tut getreulich seine Pflicht.

Das Gedicht ist zu schön und zu gehaltvoll, um es zu zerpflücken. Lesen Sie es, lieber Leser, zwei- oder mehrmals durch und denken Sie darüber nach! – Der Gedanke des «ewigen Wandels» kehrt bei Christian Metz immer wieder zurück, mehrmals!

Zu den besonderen Lieblingen des Dichters gehören die Blumen, Mohn und Rosen vorab. Doch bevor sie erblühen dürfen, muss eine Lage Märzenschnee darüber zu liegen kommen, bis der Frühling endgültig seine bunten Boten mit voller Macht ausstreut.

Märzenschnee

Dunkle Nächte ohne Sterne,
alles starr in Winterruh',
Und der Frühling schaut von ferne
schwer geschockt und frierend zu.

Gerne wär' er früh gekommen,
kam im Jänner auf Besuch,
übel hat man's ihm genommen,
und so blieb es beim Versuch.

Märzenschnee fällt nun in Fülle,
hüllt das Land in weissen Flaum,
unter tiefer, kalter Hülle
ruht das Hoffen wie ein Traum.

Märzenschnee soll bald zerrinnen,
an der Sonne und im Föhn,
dass der Frühling kann beginnen,
ja, das wäre wirklich schön.

Wird das Hoffen sich erwahren,
zeigt der Frühling seine Macht,
schickt er Boten bald in Scharen,
bunte Zeugen schönster Pracht.

Und dann nach dem Märzenschnee, kommen sie alle die Blumen des Frühlings und des Sommers! – Als Auswahl nehmen wir den blühenden Mohn. Stellen Sie sich als Rahmen ein grünendes Wiesenbord, einen Hausgarten und ein braungebranntes Walserhaus vor.

Blühender Mohn

Auf schlanken Stengeln wiegend,
vor jedem Wind sich biegend,
so wächst der rote Mohn.

Aus karger Gartenecke
durchstösst er Zaun und Hecke,
im Licht sonnt er sich schon.

Aus Kapseln, grünen, runden,
da quellen nachts in Stunden
die Becher sanft hervor.

Mit roten Lichtern prahlend,
in Glut und Farbe strahlend,
rankt er sich steil empor.

Doch schon liegt's mir zu Füssen,
zertret'ne Kelche büssen
für kurzen, gold'nen Schein.

Viel Schönes muss auf Erden
zerstampft und Asche werden,
doch muss es wohl so sein.

Auch dieses Gedicht soll nicht zerpflückt werden: Blühende Mohnblätter fallen beim Berühren leicht ab! – Der «Blühende Mohn» aber bleibt ein tiefsinniges Symbol für das Leben jeder Blume: Blühen, Reifen, Vergehen, und dies gilt auch für den Menschen: Blühen (Jugend), Reife (Erfüllung) und Zerfall (Asche). – Doch nach dem «Ewigen Wandel» muss es wohl so sein! sagt Christian Metz zum Schluss.

Und jetzt zu den Rosen! Etwas merkwürdige Rosen, zum Teil!

Rosen im November: Ja, das gibt es im Schanfigg, wenn auch die hohe Zeit der Rose auf den Sommer fällt. Doch ich, der auch schon zehn Jahre lang im Schanfigg wohnt, kann es bezeugen: Hier blühen die schönsten Rosen im November! Woran das liegen mag? Am Klima oder weil im Schanfigg ohnehin alles länger dauert als anderswo? Für mich ist das Wunder offenbar: Beim Anpflanzen, Versetzen und Beschneiden von Pflanzen, halten sich die Schanfigger Frauen noch streng an die Stern-Zeichen im Bündner Kalender und an den obsi- oder nidsigehenden Mond. Und wer seine Rosen, je nach Dorf- oder Familientradition, bei obsi- oder nidsigehendem Mond beschneidet, dem blühen sie eben bis in den November hinein! –

Rosen im November

Ach, wie sind Novembertage
nach dem Herbstgold grau und schwer,
mir im Herzen keimt die Frage:
Blüht denn keine Blume mehr?

Doch, im Rosenbusch blüh'n zage
kleine Rosen, ganz versteckt,
die hat, wie ich staunend sage,
Herbstgold kürzlich erst geweckt.

Blüht und duftet, kleine Rosen,
duftet süss noch diesen Tag,
bald wird Wind euch kalt umtosen,
weil der Winter Euch nicht mag.

So muss jedes Ding auf Erden,
ob wir's wollen oder nicht,
einmal Staub und Asche werden,
auch die schönste Rose bricht.

Menschen-Zeit ist auch bemessen,
jeder Reife folgt der Tod.
Ach, das hab' ich fast vergessen,
noch sind ja die Wangen rot.

Sie haben es sicher bemerkt: Ach hier der Übergang von Dur auf Moll und den Anklang an den «Ewigen Wandel»: Vom Blühen, zum Duften, zur Reife und zum Vergehen . . . Schicksal aller Natur, für Blumen und Menschen gleicherlei! – Doch zum Schluss versöhnt uns ein freundliches, aufschiebendes Trosteswort: «Noch sind ja die Wangen rot!

Wenn sie auch Rose heisst, ist die «Rose zum Neujahr» doch ganz anderer Art, ungeachtet, ob der Mond obsi- oder nidsi geht: Die Rose blüht! Vielleicht ist das übliche Weihnachts- oder Neujahrswetter schuld daran . . . oder das zu üppige Essen und «Trijchen» während der festlichen Tage. Basta, es beginnt fast wie bei Wilhelm Busch.

Rose zum Neujahr

Immer, wenn ein Jahr beginnt,
wünscht man sich und andern auch,
dass das Jahr sich recht benimmt,
wie's so üblich und auch Brauch.

Wünsche haben ist ja menschlich,
und man hofft, es tue gut,
und dann kommt ganz still und heimlich
dir ein Virus in das Blut.

Und das Virus ist beharrlich,
zwickt und beisst dich unentwegt,
auch die Schmerzen sind beträchtlich,
selbst wenn man sich nicht bewegt.

Doch der Arzt spricht von der Rose,
wie er's schöner nie geseh'n,
um den Gürtel ob der Hose,
dort kann man das Röslein sehn.

Wochenlang kann das noch währen,
schmieren, salben hilft nicht viel,
manchmal kommen mir fast Zähren
bei dem schmerzenreichen Spiel.

Und ich sitze hier im Zimmer,
arbeitlos bin ich ja nicht,
fabriziere halt wie immer,
aus Verdruss mir dies Gedicht.

So komm' ich in dieser Sache
schliesslich doch noch zum Gewinn,
erst wenn ich dann herzhaft lache,
weiss man, dass ich besser bin.

Zum gleichen «medizinischen» Kapitel gehört auch das Gedicht «Grippezeit», worin von der unerlässlichen Grippe die Rede ist, vor oder nach Neujahr und meistens gar als Folge des bereits zitierten «Märzenschnees». Wer – geimpft oder nicht – jemals eine Grippe erlebt hat, liest diese Zeilen nickend und verstehend, besonders wenn es sich wie hier um eine «Familien-Grippe» handelt.

Grippezeit

Immer wenn die kalten Tage
schon beinah' vorüber sind,
hört man sie, die alte Klage
von dem kranken Mann und Kind.

Wie sie fiebern, husten, schwitzen,
und das Kopfweh plagt sie sehr,
keine Kraft, nicht mal zum Sitzen,
auch das Essen schmeckt nicht mehr.

Schmerzen fast an jeder Rippe,
schliesslich kommt der Arzt ins Haus,
Diagnose: schwere Grippe,
schwerer als bei Vetter Klaus.

Erst wird mal Mixtur verschrieben,
und die schluckt man mittels Tee,
Öl und Salben eingerieben,
hilft's nicht gleich, tut's länger weh.

Mutter geht seit früh am Morgen
ruhelos im Haus umher,
ihre Kranken zu besorgen,
an sich selbst denkt sie nicht mehr.

Schliesslich bringt sie Mann und Kinder
ohne Schaden ganz ins Lot,
und die lieben, armen «Sünder»
essen wieder Käs und Brot.

Mutters Pflege ist's zu danken,
und dies gilt als schöne Pflicht,
und es wünschen alle Kranken:
Grippe, pack' die Mutter nicht!

Und die blieb trotz strenger Pflege,
dank auch ihrem starken Willen,
kerngesund, vital und rege,
und bezwang so die Bazillen.

Der erste «medizinische» Teil des Gedichtes ist munter und ergötzlich. Dann folgt aber eine

eigentliche Hymne an die pflegende Mutter. Man denkt unwillkürlich an die «züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder» aus Schillers Lied von der Glocke, «die herrschet weise im häuslichen Kreise . . . und ruhet nimmer!» – «Mutters Pflege ist's zu danken!» schreibt Christian Metz. Glücklich alle, die eine pflegende Mutter am Krankenbett haben!

Auch das folgende Gedicht gehört zum «medizinischen» Problemkreis, selbst wenn es zuerst mit den übermütigen Sprüngen der Jugend beginnt und – aber au! «ohne erst die Frau zu kosen» – hinausgeht in die spritzige Morgenluft. So war Jugendzeit wirklich schön!

Wie der Tag begann, beginnt

Früher noch – in jungen Jahren –
bin ich aus dem Bett gefahren
sozusagen fast im Sprung,
damals war ich halt noch jung,
sah erst, wie das Wetter war,
ja, so war's vor Tag und Jahr.
Ohne erst die Frau zu kosen,
ging es ab in Hemd und Hosen
und fast schneller als im Nu
in die Strümpfe, in die Schuh'.
Ja, ich fühlte mich gesund,
namentlich zur Morgenstund,
nirgends eine Spur von Schmerz,
nicht im Kreuz und nicht am Herz.
Ja, man dachte nur ans Werken,
musste sich nicht vorerst stärken,
und von Salben und Mixtur,
keine Rede, keine Spur.
Auch wenn man sich öfters bückte,
Unkraut zog und Blumen pflückte,
tat es nirgends einen Stich,
der erst einer Salbe wich.
So war Jugendzeit so schön,
ausser Wetterwechsel, Föhn,
die schon damals Sorgen machten,
mehr als andre Leute dachten.

Aber jetzt, in alten Tagen,
hat man häufig was zu klagen,
spürt es namentlich im Rücken,
leicht beim Stehen, stark beim Bücken.
Zeigt im Innern sich ein Weh,
braut man Ringelblumentee.
Im Gestell dort an der Wand
warten Salben allerhand,
dass man sie auf Stellen streicht,
wo der Schmerz nur selten weicht,
und auch Flaschen steh'n bereit,
aufzufrischen Heiterkeit.
Den Tiroler Latschenwein
streicht man schliesslich nur ans Bein,
wenn man sonst kein Mittel findet,
das den starken Schmerz schnell «lindert».
Oft muss man sich früh am Morgen
ernsthaft fragen, beinah sorgen:
Gibt es Leben, wo und wie,
ohne Salben und Chemie?

Das Fazit ist auch hier wieder «Ewiger Wandel» . . . und es tönt wie bei Wilhelm Busch: «Aber jetzt in alten Tagen, hat man häufig was zu klagen». Konsequenz: Tee, Salben, Flaschen, Wein! Und am Schluss stellt sich die, gerade heute hochaktuelle Frage: «Gibt es Leben, wo und wie, ohne Salben und Chemie?» – Ja, die Chemie!

Und nun wieder etwas vom Schnee; vom ersten Novemberschnee!

Märzen- und Novemberschnee haben neben der landschaftsmalerischen und poetischen Wirkung etwas Gemeinsames: Sie verlängern die Wintersport-Saison! Besonders der Novemberschnee! – Er liegt den Kur- und den Ski-Sessel-Lift- und Seilbahndirektoren schon vom Juli an auf dem Magen, sowohl den schon «Schnee-Kanonisierten» wie auch den umweltbewussten, schnee-artilleristisch noch Unbedarften. Aber so oder so: Wenn der November-Schnee auf Martini noch nicht gefallen ist, folgt wieder einmal der Griff nach dem Dossier «Schnee-Kanonen» . . . und die Zeitungsredaktoren und die Umwelt- und Energiebewussten haben wieder «Stoff», und die Leserbriefschreiber schreiben sich die Finger wund. – Doch wir wollen das schöne Wintergedicht nicht mit ökonomischen Kalkulationen verunstalten. Christian Metz weiss davon und tönt das ökonomische Problem nur ganz sanft und leise an: «Schnee ist vielerorts begehrt». Vielerorts begehrt! Feiner und subtiler könnte man es nicht sagen.

Erster Novemberschnee

Eschen, Birken und Platanen
stehn entblättert dort im Wind
unser Herz erfüllt das Ahnen,
dass der Winter nun beginnt.

Alles Laub fiel sanft zur Erde,
alles Grün ruht nun im Staub,
bis der Frühlingsruf: es werde!
spriessen lässt das junge Laub.

Vorerst kommen nun die Zeiten
kalten Winters in das Land,
schneebedeckt sind Höhen, Weiten,
die der weisse Herrscher fand.

Lassen wir es ruhig schneien,
Schnee ist vielerorts begehrt,
besser jetzt als noch im Maien,
denn dies wäre ganz verkehrt.

Ein kleines PS.: Platanen gibt's im Schanfigg nicht viel; doch sie reimen sich halt besser als Tannen auf «Ahnen»; jeder Beruf, auch der Poet, hat seine kleinen Kniffe.

Zwischenhinein als Intermezzo: Etwas über das Küssen. Die Schanfigger sind zwar nicht besonders kuss-freudig; sicher nicht so, wie die Welschen und die Franzosen, wo es – neuerdings drei – Küsschen gibt, wenn man sich nur verabschiedet, um am Kiosk an der Strassenecke ein Päckli Zigaretten zu kaufen. Einzig bei Nacht und Nebel und bei obsigehendem Mond dürfte es auch im Schanfigg lebendiger zugehen . . . in Ehren, selbstverständlich!

Ein Küsschen in Ehren

Küssen zählt zu jenen Dingen,
die man gerne tut und kriegt,
davon kann ein Liedlein singen,
wer sich danach sehnt und biegt.

Ehrenjungfern, Sportlerinnen,
oder auch beim Fernsehspass,
küsst man sie, die Siegerinnen,
nächstens auch beim Fernsehjass.

Ob sie geben oder kriegen,
ob es Müssen, ob Genuss,
sie sich bücken, seitwärts biegen,
immerhin, es ist ein Kuss.

Junge Mädchen, alte Knaben,
finden sich zu seinem Kuss.
Väterchen will ihn halt haben,
und das Mädchen, weil es muss.

Manchmal wackeln Kopf und Beine,
wenn ein Kuss in Frage steht,
für die Tochter ist das Feine,
dass der Opa weitergeht.

Und dass niemand Anstoss finde
an dem Spiel der Sympathie,
tupft man nur die Aussenrinde,
und das Mädchen stört das nie.

So bleibt alles lauter Tugend,
keine Ehre wird verletzt,
auch die nächste Töchterjugend
wird den Männern vorgesetzt.

(Dass manchmal beim Küssen Kopf und Beine wackeln, dürfte ein alter Schanfigger Volksbrauch sein, vielleicht an der Psatzig geübt).

Es ist fast nicht zu glauben, aber hoch über Peist, auf dem Maiensäss Triemel steht eine Sternwarte, eine Volkssternwarte. Eine solche verhält sich zu einer akademischen Sternwarte, wie etwa ein Volkswagen zu einem Mercedes. Aber das Volks-Observatorium ist trotzdem ernst zu nehmen wie das folgende Gedicht zeigt:

Sternwarte im Schanfigg

Wie ist der Himmel hoch und weit!
doch fassbar nicht nach Raum und Zeit,
schier unermesslich in die Ferne
erleuchten ihn die hellsten Sterne
in überirdisch reicher Menge,
begrenzt nur durch des Tales Enge.

Der Menschheit Sinn stand allezeit
nach Einsicht in die Herrlichkeit,
die uns der Himmel nachts verspricht,
beim Mondschein und beim Sternenlicht,
nach Einsicht in die Schöpfungsmacht,
die all die Wunder hat vollbracht.

Drum glaubt man nun auf Bergeshöhe
sich all der Pracht in grössrer Nähe,
und dass man alles besser kennt,
montiert man auch ein Instrument.
Das nennt man kurzhin Teleskop
und stellt's auf Triemel auf die Prob'.

Man guckt auf Triemel nach den Sternen,
nach nahen erst, dann nach den fernen.
So offenbart sich die Natur
Der Jugend erst, dann auch dem Pur,
und alle sind des Lobes voll;
das Werk auf Triemel, das wird toll!

Zuerst fühlt man sich beim Lesen in die Einsteinschen Ewig- und Unendlichkeiten des gekrümmten Weltalls versetzt, zu den nahen und den fernen Sternen, zu den schwarzen Löchern im All, die mit soviel materieller Energie vollgepackt sind, dass ein Milliardstel Gramm davon in der Lage wäre, die Jahrzehnte dauernde Dominanz der SVP im Schanfigg an der Psatzig aus den Angeln zu heben. Trotz des Lobes über das Teleskop; die Schanfigger Frauen sind skeptisch, die Frauen, die sich bisher im Garten an die Sternzeichen des Bündner Kalenders und an den obsi- oder nidsigehenden Mond gehalten haben . . . oder beim Metzgen; denen wird – wenn einmal das Teleskop auf Triemel voll funktioniert – einer dieser Sternengugger bald behaupten, die Rüebli und den Spinat aussäen und die Rosen beschneiden dürfe man nur, wenn sich das gekrümmte Weltall nach rechts drehe . . . also gegen Praden zu. Oder die Kartoffeln und die Bohnen sollten nur dann «gesteckt» werden, wenn sich das Einsteinsche All nach links ausweite, also gegen Litzirütti zu. Wer soll sich da noch auskennen? «Tüüfelsch Zügg»! «Äs ischt nümma wiä asiä!» – Aber das hat man eben, wenn man eine Sternwarte hat auf dem Maiensäss!

1. August im Bergdorf

Abendstille senkt sich nieder
über Tal und Bergeshöhn,
es erklingen keine Lieder,
nur der Glocken laut Getön.

Von den hohen Bergesrücken
– sie umschliessen weit das Tal –
lodern Feuer und entzücken
viel Beschauer allzumal.

Überm Dorf auf kleinem Hügel
flackert jetzt ein mächt'ger Stoss,
knisternd brennen Äste, Prügel,
und Raketen zischen los.

Alle Dörfler und auch Gäste,
alles steht in stiller Ruh,
sieht dem Brennen dicker Äste,
sieht dem Feuer wortlos zu.

Keine Rede, keine Worte,
nicht einmal ein Lied ertönt,
wie an manchem andern Orte,
nichts, was diesen Tag verschönt.

Bundesbrief und Bürgerweihe,
beides kommt kaum in Betracht,
man ist Bürger, man bleibt Freie,
mehr getan, wär' fast gelacht.

Ist das Feuer dann erloschen,
jeder Gipfel ohne Licht,
ward kein leeres Stroh gedroschen,
so vergisst man Reden nicht.

Schweigend stapft man dann nach Hause
und genehmigt sich ein Bier,
und man denkt in stiller Klause,
was bedeutet Heimat mir?

Ich weiss es aus eigener Erfahrung: In einigen Schanfigger Dörfern wird der erste August recht prosaisch gefeiert; vor allem ohne gross-, gemeinderätliche, pfarrherrliche oder sonst offiziöse Rede. Einige mögen behaupten, das sei allzu unpatriotisch und un-ureidgenössisch! Ich persönlich finde es aber ebenso schön, eidgenössisch und heimatbewusst, wenn man an diesem Abend auf dem Dorfplatz oder etwas nebenaus, mit den Dorfbewohnern zusammensitzt, plaudert, lacht, den Frauen Komplimente macht für den guten Kuchen und sich an den Kindern mit den leuchtenden Lampions erfreut und an den Feuern auf den Bergeshöhn. Auch Raketen können spannungsvoll sein, besonders wenn sie «haarscharf» an einem Stall vorbeiflitzen, der mit dürrem Heu angefüllt ist. – Sonst aber dörflicher Friede! Es muss nicht immer 1291 sein (Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern!); nicht immer Heimat-, Natur-, Umwelt- und Konsumentenschutz! Was man *tun* sollte, weiss man schon lange aus den Zeitungen, aus dem Radio, dem Fernsehen und den Wahlreden. Was zu tun *ist*, sagt einem das eigene Gewissen, sofern man etwas davon insich hat. – So eine offizielle

1. August-Rede ist wie ein Neujahrswunsch, gültig am 1. Januar . . . und während der übrigen 364 Tagen im Jahr kann man ja noch immer tun was man will! – Nein, so eine Schanfigger 1. August-Feier ohne offizielle Rede kann ganz besinnlich sein, besonders wenn man in «Stiller Klause» (auch bei einem Bier), nachdenkt, was ist Heimat mir?

Abschied

Das Plessurtal kennt fast jeder,
von Arosa bis nach Chur.
Lob erhielt's aus mancher Feder,
dieses Prunkstück der Natur.

Auf den Kranz der grünen Matten
und das helle Kalkgestein
wirft die Sonne Licht und Schatten,
wo kann es wohl schöner sein?

Aus den Töbeln rauschen Bäche,
wenn's im frühen Frühling taut
und aus sonnenhellen Flächen
schon manch zartes Blümlein schaut.

Häuser aus dem Holz der Wälder
oder ganz aus Stein gebaut
sind umsäumt vom Grün der Felder,
und Bewohnern liebvertraut.

Und die Menschen wirken, schaffen,
zäh und hart nach Bauernart,
für sie gibt's kein müdes Gaffen
auf der schweren Lebensfahrt.

Dieses Tal muss ich verlassen,
doch der Abschied fällt mir schwer,
mir vergeht die Lust zu spassen,
denn zurück kehr' ich nicht mehr.

Das ist nun der Abschied vom Schanfigg! Wenn die letzte Strophe weggelassen werden könnte, wäre es das schönste «Landschaftsbild» dieser Gedicht-Auswahl. Da erblüht das Tal in seiner ganzen Schönheit, den grünen Wiesen, den Wäldern und Bergen und der braunen Häuser mit ihren arbeitsamen Bewohnern. Aber eben: Es ist der endgültige Abschied! Er fällt ihm nicht leicht. Aber er steht unter dem Bewusstsein, dass wir Menschen eben alle dem «Ewigen Wandel» unterstellt sind, wie er im ersten Gedicht dieser Auslese beschrieben wird, ein Gedanke, der bei Christian Metz immer wieder offen oder hintergründig auftaucht und seiner Poesie den dichterischen Ernst und Wert verleiht. – Aber immer wieder blinzelt ein humorvolles ergötzliches Schmunzeln zwischen den ernsthaften Zeilen hindurch . . . und das ist es, was seine Poesie so liebenswert macht.

GIANI AG ANDEER
Tel. 081/61 12 16
BAUUNTERNEHMUNG
KIES- UND BETONWERK 7440 ANDEER
ANDEER-GRÜN-KIES

- prompt
- zuverlässig
- solid
- wirtschaftlich